

Jutta, \*1950

Das Jahr 2006 war und wird für mich das schwärzeste Jahr in meinem Leben sein und bleiben. Im Frühjahr hatten mein Mann und ich einen Urlaub nach Portugal gebucht. Es war ein wunderschöner Urlaub mit bleibenden Erinnerungen. Doch als der Alltag mich wieder eingeholt hatte, bemerkte ich leichte Veränderungen an mir. Die Kleidung fing an zu kneifen und ich verspürte einen erhöhten Drang zur Toilette. Meine ersten Gedanken: Urlaubspeck angesetzt. Doch der Toilettengang war so oft, dass ich dachte, ich hab mir auch noch die Blase erkältet. Deshalb besorgte ich mir gleich einen Arzttermin beim Urologen und Gynäkologen zur Abklärung. Termine gab es in kürzester Zeit.

Mein erster Termin war beim Gynäkologen mit der Diagnose: Zystenbildung und Flüssigkeit im Bauchraum. Er stellte mir gleich eine Überweisung ins St. Elisabeth-Krankenhaus aus. Als ich dann 8 Uhr morgens durch die noch menschenleeren Straßen zum Krankenhaus ging, konnte ich meinen Tränen freien Lauf lassen. Die Gedanken gingen mit mir durch, da mir genau vor einem Jahr eine pampelmusengroße Zyste am Eierstock entfernt wurde.

In der Klinik wurde ich von der Ehefrau meines damaligen Gynäkologen aufgenommen, es tat gut, jemanden zu kennen. Es folgten noch einige weitere Voruntersuchungen. Als ich dann zwei Tage später die endgültige Diagnose „Ovarialcarcinom“ erhielt, brach für mich eine Welt zusammen. Ich wollte es einfach nicht begreifen, warum ich. Warum wurde bei der Gynuntersuchung im Januar nichts festgestellt? Warum, warum nur.....Ich konnte keinen klaren Gedanken fassen und lag nur apathisch und weinend in meinem Bett. Ich fiel in ein tiefes dunkles Loch. Als mein Mann zur Besuchszeit kam, konnte ich ihm die Nachricht nur schwerlich übermitteln. Ich war so hilflos und hatte mit mir eigentlich schon abgeschlossen. Vier lange Tage musste ich noch bis zur OP durchstehen. Ich wollte keinen um mich haben und keinen sehen, nur meinen Mann. Dann der Tag der OP; sie dauerte 7 Stunden.

Zwei Tage verbrachte ich auf der ITS (mit Schmerzen in den Fußballen und großer Übelkeit). Wegen der Schmerzen in den Füßen zog man mir die weißen Strümpfe aus. Doch es gab keine Linderung. Man sagte mir auch, die Übelkeit sei ein psychisches Problem und ich wurde wieder auf die Station verlegt. Es war wie ein Wunder das ich noch lebte, aber ich begriff es noch nicht. Mein ganzer Körper, Arme und Hände sah ich ja nur, waren aufgeschwemmt. Mein Mann erzählte mir dann, dass meine Nieren nicht gearbeitet und sie mir große Mengen Flüssigkeit zugeführt hätten. Ich klagte auch auf Station über die Schmerzen im linken Fuß. Ich konnte den linken Fuß nicht bewegen. Als ich das erste Mal aufstehen durfte war dies nur mit einer Schwester möglich. Meine Eiweiß- und Eisenwerte stimmten ebenfalls nicht. Diese Präparate wurden mir über den Tropf verabreicht.

Feste Nahrungsaufnahme ging nur in Verbindung mit sehr viel Flüssigkeit. Wegen meiner andauernden Beinbeschwerden schickte man mich zur Doppleruntersuchung. Es wurde dann eine frische und alte Beinvenenthrombose diagnostiziert. Das hieß für mich - Beine wickeln und strengste Bettruhe. Als sich der Thrombus wieder aufgelöst hatte, verordnete man mir dann den Heidelberger Winkel und Stützstrümpfe.

Auch meine Narbe wollte und wollte nicht heilen. Die Bauchbinde war ständig durchnässt, und ich lag manche Tage bis Mittag nass im Bett. Das Ergebnis: es bildete sich noch ein Keim. Ich bekam 7 Tage Medikamente dagegen. Eine sehr nette Schwester besorgte mir ein Pflaster, welches einem Staubbeutel ähnelte. Es war schwierig, das Pflaster zu befestigen, da ja die Haut schon ziemlich aufgeweicht war. Doch es gelang ihr, und ab diesem Tag trat kaum noch Flüssigkeit aus meiner Wunde und es begann ganz langsam der Heilungsprozess. Ich lag fast vier lange Wochen im Krankenhaus.

Am vorletzten Tag meiner Entlassung wurde mir noch der Port gesetzt. Es war sehr schmerzhaft, obwohl man mir sagte, dass es nicht weh tun würde. Am Nachmittag kam noch der Sozialarbeiter und brachte mir Unterlagen, weil ich meine Schwerbehinderung beantragen sollte. Anschließend kam eine Friseurin; sie hatte ein Rezept für eine Perücke für mich und wollte meine Haarfarbe begutachten. Das war alles ein wenig zu viel. Ich ließ alles über mich ergehen, ohne darüber nachzudenken. Am letzten Tag meiner Entlassung wurde auch die 1. Chemo durchgeführt. Es war die Hölle. Ich hatte die Nacht zuvor allein im Zimmer verbracht. Viel geschlafen habe ich nicht, da ich mir nicht richtig vorstellen konnte, wie die Chemo ablaufen sollte.

Am Tag der ersten Chemo ging es in meinem Zimmer wie im Taubenschlag zu. Es wurden drei Patientinnen mit Brustkrebs zu ihrer Chemo vorbereitet; zwei belegten die bisher leeren Betten und eine musste mit dem Stuhl vorlieb nehmen. Sie unterhielten sich sehr lautstark über ihre Beschwerden bzw. Nachteile und wie jeder es verkraftet. Ich musste alles mit anhören und war völlig am Ende. Ich hatte panische Angst. Gegen Mittag kamen dann meine Medikamente, und es wurde alles schnellstens angeschlossen und durchgeführt (fünf Stunden dauerte die Prozedur) – leider wurden einige Medikamente wegen Hektik und Zeitmangel auf Stadion zu schnell gespritzt und ich bekam Atemnot mit großen Schmerzen im Brustkorb. Die Chemo sollte abgebrochen werden, doch ich erholte mich wieder und die Chemo wurde fortgesetzt.

Gegen 19:30 Uhr konnte mich mein Mann aus der Klinik abholen. Ich war erst einmal sehr froh und erleichtert, nach vier Wochen wieder zu Hause zu sein. Ich hatte es geschafft, ich lebte und ich wollte auch wieder zurück ins Leben..... doch es fiel mir alles noch sehr schwer.

An einem Freitag wurde ich entlassen und am Montag musste ich schon beim Gyn und Hausarzt vorstellig werden wegen der Rezepte für die Medikamente. Selbst konnte ich nicht Auto fahren, und so haben mich abwechselnd mein Mann bzw. mein Bruder zu meinen anstehenden Arztbesuchen und Physiotherapien gefahren. Mit meiner Krankheit war ich überfordert, es war eine Situation, mit der ich nicht fertig wurde.

Vierzehn Tage nach der ersten Chemo hatte ich eine Perückenprobe. Meine Haare fielen auch schon langsam aus und so wurden sie mir gleich abrasiert. Der Anblick im Spiegel war grausam, die Tränen kullerten.

Nach drei Wochen erfolgte die zweite Chemo - auch im Krankenhaus auf Station. Es verlief alles sehr hektisch. Die weiteren vier Chemos und Blutkontrollen erfolgten in einer Onkologiepraxis. Dort war alles sehr viel angenehmer und lief ruhiger ab. Die Chemo selbst habe ich im ganz gut überstanden. Doch es gab dann auch immer eine Woche, wo es mir körperlich sehr schlecht ging. Da sich aber mein Blut zwischen den einzelnen Zyklen relativ schnell wieder erholt hatte, konnte die Chemo ohne Unterbrechung alle drei Wochen durchgeführt werden.

Am 12.10.2006 gab es die letzte Chemo. Anschließend sollte ich zur Anschlußheilbehandlung fahren. Doch meine Onkologin hatte versäumt, mir zu sagen, dass ich mich selbst um die Kurunterlagen bei meiner Krankenkasse kümmern muss. So verschob sich alles und ich konnte erst im Januar eine Kur in Bad Suderode antreten.

Zum Zeitpunkt der Kur war ich körperlich einigermaßen wiederhergestellt. Doch seelisch war ich immer noch am Boden. Die Kur und die Gespräche mit der Psychologin haben mir gut getan. Die Psychologin gab mir auch den Rat, eine Selbsthilfegruppe aufzusuchen. Zu Hause wieder angekommen, führte ich ein kurzes Telefonat mit Grit Gardelegen. Wir verabredeten uns noch am selbigen Abend zu einem Treff in einer Gaststätte. Ich hatte erst Bedenken, doch als wir uns gegenüber saßen und uns beschnupperten, hatte ich ein sehr gutes Gefühl. Unser nettes Gespräch und die herzliche Anteilnahme haben mich bewogen, mich der von Grit gegründeten Selbsthilfegruppe anzuschließen. Die Gruppe gibt mir Halt und ich habe gelernt besser mit meiner Krankheit umzugehen und dadurch geht es mir heute sehr viel besser, auch wenn ich im Moment wieder gegen den Krebs kämpfe. Jedoch hilft es mir sehr, mich jetzt unter Gleichgesinnten auszutauschen, Mut zu schöpfen, über die neusten Therapien immer informiert zu sein und auch dadurch das Vertrauen in die Behandlung zu haben.